Zeitschrift: Librarium : Zeitschrift der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = revue de la Société Suisse des Bibliophiles

Herausgeber: Schweizerische Bibliophilen-Gesellschaft

Band: 18 (1975)

Heft: 2

Artikel: Eine Buchbinderin über ihre Arbeit

Autor: Müller, Sigrid

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-388238

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Buchhandlung schrittweise aus. Der Bücherleser sollte bei uns alles finden: eine Ecke, wo er ungestört stöbern, ein modernes Antiquariat, in welchem er Kostbarkeiten zu billigem Preis entdecken konnte. Der Zugang zu allen Gestellen war wichtig. Die Neuerscheinungen mußten nach Wissensgebieten übersichtlich dargeboten werden, damit der Kunde, der sich für ein Spezialgebiet interessierte, in wenigen Minuten den Überblick gewinnen konnte. Eine Jugendabteilung, in der er einer Lehrtochter die Kinder zur Betreuung übergeben konnte, während er sich selber orientierte. Das alles war nun mit den Jahren gewachsen, wie ich es mir vorgestellt hatte, und wurde von den Kunden aller Schichten dankbar angenommen. Sie begrüßten es, wenn man sie auf Neuerscheinungen aufmerksam machte. Mit der Zeit kannte man die Lesegewohnheiten seiner Kunden so gut, daß man bereits beim Einkauf an bestimmte unter ihnen dachte.

Takt und Kombinationsgabe sollten zwei Eigenschaften des Buchhändlers sein. Wenn eine Schülerin «Kannibale und Liebe» von Schiller verlangt, fällt es zwar schwer, ernst zu bleiben, aber man muß es versuchen. Wird ein «Hädler» verlangt, muß man mit Fragen und Kombinieren herausfinden können, daß damit der Appenzeller-Kalender mit «Heidener» Register gemeint ist. Wenn ein Kunde jedoch «Die sexuelle Forelle» verlangt, wenn er Forels Buch «Die sexuelle Frage» wünscht, ist es schon schwerer, ernst zu bleiben. Nie war mir auch der ausgefallenste Wunsch eines Kunden eine Last. Es machte mir immer Spaß, zu suchen und zu katalogisieren, um die Wünsche der Kunden erfüllen zu können, denn wer sollte sonst das Gewünschte ausfindig machen, wenn nicht der Buchhändler, der die nötigen Hilfsmittel besitzt?

Im Dienste des Buches zu stehen ist schön, setzt aber voraus, daß man seine Arbeit liebt und die Stunden, die neben der Arbeitszeit dafür aufgewendet werden, nicht zählt. Denn wenn die Türe der Buchhandlung geschlossen wird, dann ist die Arbeit noch nicht fertig. Dann heißt es lesen: die Fachzeitschriften, die wichtigsten Tageszeitungen – ein Buchhändler sollte Bescheid wissen, welche Bücher besprochen und welche Literaturpreise verliehen wurden. Nach der Pflichtlektüre kommt das weit schönere, aber auch verantwortungsvollere Lesen der vielen Leseexemplare, die dem Buchhändler vor Erscheinen des Buches zugestellt werden. Da heißt es, die Spreu vom Weizen zu trennen und das Passende für seine Kunden auszuwählen. Eine der verantwortungsvollsten Aufgaben ist die, aus den rund 30000 in deutscher Sprache jährlich erscheinenden Büchern das, was man als wichtig erachtet, auszuwählen. Es ist verantwortungsvoll, weil man damit der Buchhandlung das Gesicht gibt, und auch kaufmännisch wichtig, weil die Bücher in der Regel beim Verlag fest eingekauft werden müssen.

Buchhändler ist ein schöner, interessanter Beruf – ich würde ihn noch einmal wählen.

Marthe Kauer (Zürich)

EINE BUCHBINDERIN ÜBER IHRE ARBEIT

In dem Haus, in dem sich meine Buchbinderwerkstatt befindet, wurde vor einiger Zeit der Öltank revidiert. Durch diese Arbeit wurde meine Werkstatt in Mitleidenschaft gezogen; fremde Männer gingen hin und her, Arbeitstische wurden zusammengerückt, dicke Schläuche ausgerollt und eine Pumpe aufgestellt. Das war nicht nur für mich ein beunruhigender Anblick, denn auf einmal stand ein kleines Mädchen auf der Schwelle der offenen Tür und rief mir zu: «Frau, du Frau, chasch iez nie mee Büecher binde?» Ich mußte lachen, aber ich war doch auch ein wenig verdutzt; mir wurde auf einmal bewußt, was für ein langer und steiniger Weg bis zur eigenen Buchbinder-

werkstatt geführt hatte. Und Glück und Mühsal liegen auch heute, nach zwanzig Jahren, noch nahe beisammen. Ob das aber so sein muß oder anders sein könnte – ich muß gestehen, daß ich mir nicht gerne den Kopf darüber zerbreche. Ich bin, wie man so sagt, mit meiner Arbeit identifiziert, und sollte es sich einmal herausstellen, daß im Himmelreich keine Bücher einzubinden sind, dann kann meinen Platz dort oben ein anderer haben.

Als Kind dachte ich zwar noch nicht ans Bücherbinden. Ich wollte Tierärztin werden, denn ich fand es wunderbar, daß der Tierarzt Hund und Katze und Vögel und Schildkröten wieder gesund machen konnte, wenn sie Schnupfen hatten oder nicht mehr fressen wollten. Neben der Freude an den Tieren war allerdings das Lesen meine liebste Beschäftigung. Meine Mutter erzählt, daß man mich einmal in großer Aufregung suchte, denn ich war von zu Hause weggelaufen und nirgends mehr zu finden. Gegen Abend schließlich erhielt die Polizei den Anruf eines Buchhändlers der nahegelegenen Stadt, der meldete, bei ihm sitze schon seit Stunden ein kleines Mädchen und sehe sich Bilderbücher an, die Mutter habe es bis jetzt noch nicht abgeholt. Vier Jahre alt sei ich damals gewesen. Während der ganzen Kantonsschul- und der anschließenden Handelsschulzeit konnte man mich nur mit Büchern richtig belohnen oder mit Bücherentzug empfindlich bestrafen. Sonntags schlich ich mich beim ersten Tageslicht von zu Hause fort – um das unbemerkt tun zu können, mußte ich vom ersten Stock den Spalierbaum hinunterturnen –, um in einem Paddelboot auf dem See zu lesen. In den Ferien lag ich tagelang im Boot oder im Wald oder im Bett und las pausenlos. Kaum hatte ich die Schulzeit abgeschlossen, lernte ich einen Mann kennen, dessen Beruf es war, Bücher zu verlegen – einen Verleger also. Mit dem mehrdeutigen Wort «Bücher verlegen» bin ich heute noch in Schwierigkeiten, mit dem Mann dagegen war ich sofort einig: Wir beschlossen schon nach einer Woche unserer Bekanntschaft zu heiraten. Durch die Tätigkeit meines Mannes erlebte ich nun das Entstehen eines Buches vom ersten Gedanken an bis – manchmal bis zum bittern Ende, dem Verramschen. Manche Autoren, vor allem ausländische natürlich, waren für kürzere oder längere Zeit bei uns zu Gast, schrullige, pathetische, ehrwürdige, heitervergnügte oder depressive Leute, und sie gaben mir schon in jungen Jahren tiefen Einblick in die vielschichtigen Spiele der Natur, die uns zum Menschen machen. Ich half mit, Manuskripte und Korrekturen zu lesen, Apéritifs zu trinken, Aufmunterung durch Bewunderung und Ehrerbietung zu geben. Aber bei alledem begann ich doch eigentlich mich zu langweilen, und eines Tages – wir saßen mit Freunden beim Wein beisammen – beklagte ich mich darüber. Es ergab sich das fruchtbare Gespräch, in dessen Verlauf unsere Freunde auf den Beruf des Buchbinders zu sprechen kamen. Das Stichwort war gefallen und hat mich bis auf den heutigen Tag nicht mehr losgelassen.

Buchbinden – schon das Wort ergibt herrliche Assoziationen. Einbinden: den Autor, sein Werk und den, der es besitzt, zusammenfügen, das ist meiner Auffassung nach entscheidend für einen guten Einband. Mit Hobbyarbeit war dieser Lockung nicht beizukommen, und so begann ich meine Lehrzeit in der Kunstgewerbeschule Zürich unter der Leitung des Buchbinders und Malers Friedhold Morf, Lehrer und Vorbild gleicherweise. Noch heute ist in mir lebendig, was ich damals empfand, als ich ihm beim beseelten Arbeiten seiner Hände zusah. Dann kamen die Prüfungen, das Diplom und schließlich das Einleben in die eigene Werkstatt. Das beginnt erst einmal mit dem Zusammentragen jener Dinge, die auf Buchhaltungspapieren «Inventar» genannt werden. In einer Handbuchbinderei reicht so ein Inventar von tonnenschweren Schneidemaschinen und Pressen sowie den zugehörigen Nahrungs-, Hygiene- und Fitnessartikeln (Öle, Lappen, Zangen und Schlüssel) bis zum Marderhaarpinselchen. Dazwi-

schen liegen Papiere jeder Sorte und Farbe, Kartons, Leinwand, Leder und Pergamente, Bretter vieler Größen in Längs- und Querholz zum Pressen der Bücher, Bleche und Holzpressen, Leime und Kleister, Wasser- und Ölfarben, Falzbein, Hammer, Bleistift und Zirkel, Bleigewichte und Lithographiesteine, Messer und Scheren und Winkel und Watte... und die ganze Abteilung «Vergolden» für Goldschnitt, Titeldrucke und Dekorationsdrucke. Ferner braucht es Gold und Silber und Stempel und Rollen und Filetstempel*, Eiweiß, Bolus und Vergoldelack, Spiritusbrenner und Achate und Wachs und Schreibmaschine und Büromaterial und dann noch Besen und Bürsten und Schmierseife und Schaufensterputzmittel und schließlich noch Vasen und Blumen in den Vasen und Tee, viel Tee – ich brauche sehr viel Tee.

Dann also erst kann das Einleben beginnen, und eingelebt ist man dann, wenn Schritte und Bewegungen den kürzestmöglichen Weg zur Ausführung einer Arbeit benötigen, denn so beginnt bereits die vielgepriesene kostensparende Rationalisierung.

Es war anfangs eine schwierige Zeit. Vor allem deshalb, weil ich so glücklich war, wenn sich ein Kunde mit seinem Schatz bei mir einstellte, daß ich es schlechthin unverschämt fand, für die Arbeit auch noch Geld zu verlangen. Diese paradiesische Ansicht hat sich aber bald verloren. Ebenfalls am Anfang meiner «Laufbahn» war es, als sich eine kleine heilsame Geschichte ereignete. Ich war gerade mit dem Stempeldruck eines Lederbandes beschäftigt – eine heikle Arbeit, die Konzentration erfordert. In diesem Augenblick kam ein Kunde in die Werkstatt mit einem wertvollen Manuskript. Ich nahm die Blätter in die Hand, wog sie kurz hin und her und gab sie mit den Worten zurück: «Ach, das wird ja viel zu teuer – auf Wiedersehen.» Ich ließ den Kunden stehen und wandte mich wieder meiner Arbeit zu. Einige Stunden später kam ein Bekannter mit breitem Schritt und platzheischender Geste herein, er habe «ein Wort» mit mir zu reden. Es stellte sich heraus, daß die beiden Herren Freunde waren, daß ich «meinen Laden auf den Hund bringe, wenn ich mich nicht geschäftsmäßiger zu verhalten wisse, und ich solle mich außerdem von Zeit zu Zeit frisieren und meinen Pullover geradeziehen». Ich habe mir das sehr zu Herzen genommen – mein nächster Kauf war ein Spiegel.

Ich mußte also lernen, mit meinen Hemmungen und Schwierigkeiten fertigzuwerden, denn ich hatte nicht nur mich, sondern auch meinen Sohn durchs Leben zu bringen. Glücklicherweise gab es ganz in der Nähe meiner Werkstatt direkt an der Limmat ein nettes, herrlich preiswertes «Restaurant», mit dem die Stadtväter für solche Anfangs- oder Übergangs- oder was weiß ich für Schwierigkeiten der Bürger vorgesorgt hatten: die Volksküche. Außer gutem und reichlichem Essen für mein weniges Geld gab es dort Schwäne, die, wenn das Wasser der Limmat hoch stand, ihre Hälse zwischen den Geranien emporreckten. Das und das leise Plätschern des Wassers ließ mich manche Aufregung vergessen. Schön sagt das Hermann Hesse in seinem Gedicht «Stufen»: «Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne, der uns beschützt und der uns hilft zu leben.»

Ein Problem ganz anderer Art ist das der Räumlichkeiten. Ebenerdige, helle Ateliers werden «Läden» genannt und entsprechend teuer vermietet, kommen also für unseren Beruf gar nicht in Betracht. Meine erste Werkstatt war ein Zimmer in einer Parterrewohnung, doch haben mir da mein Fleiß und mein Eifer (und auch die wachsende Zahl der Aufträge) bald die Kündigung des Hausbesitzers eingebracht. Zu nachtschlafender Zeit andere arbeiten zu hören, ist nicht jedermanns Sache. Damals wurde mir in einem Abbruchhaus für die Dauer eines Jahres ein Lokal zur Verfügung gestellt. So sehr ich mich aber darum bemühte, es gelang mir nicht rechtzeitig, etwas anderes zu finden. Wieder war es die Stadtverwaltung,

* Vgl. Abbildung im Librarium I/1971.

die mir zu Hilfe kam und mir eine Werkstatt an der Wohllebgasse, mitten in der Altstadt zwischen Lindenhof und Limmat, zuwies. Obwohl ich dort etwas schwer zu finden war, besonders für neue Kunden, lebte ich dort, wie der Name sagt, etwa zwanzig Jahre lang wohl. Freundschaft verband mich mit einigen Nachbarn; gegenseitige Hilfeleistungen, Ratschläge und Feste unterbrachen die dort sonst ungestörte Arbeit angenehm. Schrullige alte Weiblein gaben viel Anlaß zu Heiterkeit oder auch zu Ärger. Dann aber ergriff auch dieses Quartier das Baufieber. Lärmende Maschinen rollten an, Holzwände versperrten Hof, Baum, Brunnen und Licht, und eines Tages konnte man zusehen, wie die riesige eiserne Faust in die ausgeräumten Häuser drang und nach Mauern, Tischen, Leitungen, lebenden Ratten, Türen und Blumentöpfen griff – alles zugleich –, sich herumschwenkte und in die Pritsche eines bereitstehenden Lastwagens entleerte. Das nahm jahrelang kein Ende mehr. Das Dröhnen, Zittern und Hämmern hat ein sorgfältiges Arbeiten völlig verunmöglicht. Ich mußte mich nach einer neuen Arbeitsstätte umsehen. An der Froschaugasse wurde ein Lokal frei, groß und hell, und da sich dieses Atelier an guter Passantenlage befindet, schreckte ich nach einigem Zaudern vor dem viel höheren Mietzins nicht mehr zurück und nahm das Angebot dankbar an. Nun begann ein schlafraubendes Nachdenken, allein oder zu zweit oder im Kreis von Freunden darüber, wer wie was wann über die Limmat bringe. Mit Privatautos, mit Taschen und mit einer Transportfirma begann der festgesetzten Ordnung entsprechend eines Tages der Umzug. Das auch in Vorschlag gekommene Eselchen mußte im Stall bleiben, weil sein Meister mir zu verstehen gab, daß es bei Tramgeklingel und ähnlichen Geräuschen bockstill zu stehen pflege und möglicherweise nicht mehr bereit sei, weiterzugehen. Das Eselchen kam nicht in Frage. Meine schweren Maschinen, die wir am alten Ort wegen der Bauabsperrungen und der aufgerissenen Straßen nicht weiter als bis vor die Werkstattüre brachten, wurden mit dem dort stehenden Baukran hoch über die Altstadtdächer gehievt, in eine andere Gasse, in welcher der Lastwagen bereitstand. Alles wurde mit großer Sorgfalt transportiert, und das Aufatmen war groß, als beim Wiedereinräumen in der neuen Werkstatt kein Schaden zu entdecken war. Freundinnen standen mir auch bei dieser Arbeit mit großem Einsatz zur Seite.

In der neuen Werkstatt an der Froschaugasse fiel mir anfangs die Arbeit ziemlich schwer. Das war ein Betrieb auf der Straße – ein Kommen und Gehen und Fragen und Staunen und Zuschauenwollen, daß ich gar nicht mehr richtig arbeiten konnte. Nicht einmal sonntags war das möglich. Das war um so problematischer, als an dieser Passantenlage täglich neue Kunden kamen. Ich mußte mich innerlich völlig umstellen, die Antworten auf gewisse, immer wiederkehrende Fragen nach Preisen sofort präsent haben, überhaupt bei jeder Arbeit stets auf Unterbrechung gefaßt sein. Auch das Materiallager mußte den neuen Kundenwünschen angepaßt und entsprechend erweitert werden. Dieses «Gstürm» hat sich aber nach Ablauf etwa eines Jahres beruhigt, und an die vielen Leute auf der Straße habe ich mich inzwischen gewöhnt.

Manchmal frage ich mich, ob nicht vom Zuschauen her der Buchbinderberuf in einem zu rosigen Licht erscheint. Überlegt man sich wohl, daß ich nicht nur friedlich und nach eigenem Ermessen meine Arbeit einteilen kann, sondern daß es im Gegenteil auch hier Termine gibt, daß gerade dann, wenn die Arbeit besonders schnell erledigt werden sollte, Zwischenfälle auftreten können, kleine Unfälle vielleicht, oder daß schadhaftes oder fehlendes Material einen Strich durch den Zeitplan macht, daß sich einmal die Aufträge häufen, während ein andermal nur noch für absehbare Zeit Arbeit da ist, daß ich am Sonntag meistens Büroarbeiten erledige, Belege ordne, Buchhaltung führe, daß man nicht nur die schönen Arbeiten schätzt, sondern auch die immer

wiederkehrenden für Bibliotheken etwa, weil sie vom Verdienst her gesehen ein gewisses Minimum an Sicherheit bieten? Ich erinnere mich an einen Kunden, der einmal eine Arbeit ganz dringend, sozusagen sofort erledigt haben wollte. Während ich überlegte, wie das möglich zu machen sei, verlegte er sich aufs Bitten: «Also, jetzt seien Sie doch so lieb und machen Sie mir das sofort, ich habe Ihnen ja nun schon lange keine (keine!) Arbeit mehr gebracht.» Unfreiwilliger Humor? Geprägt von den siebziger Jahren der Hoch-hoch-Konjunktur?

Öfters schon wurde ich von jungen Leuten gefragt, ob sie mir nicht helfen könnten, ob ich denn keine Mitarbeiterin beschäftigen wolle. Das aber muß auch bei augenblicklich großem Auftragsbestand gut überlegt sein. Denn es wächst nicht nur der administrative Aufwand zu Lasten der produktiven Arbeitszeit, sondern es zeigt sich in einem kleinen Werkstattbetrieb auch die Auswirkung der stets wachsenden sozialen Ansprüche in Form von Vergütungen und Kassenbeiträgen aller Art besonders scharf. Man muß schon froh sein, wenn sich Gewinn und Verlust die Balance halten. Es ist nicht jeder Arbeitgeber fähig, seine Mitarbeiter stets zu Höchstleistungen anzuhalten, um keine Einbuße zu erleiden. Anderseits aber reagieren kleine Betriebe auf Verlust besonders empfindlich. Ein Glück ist es bereits, eine Mitarbeiterin zu finden, die die spezifischen Anforderungen einer bestimmten kunsthandwerklichen Werkstatt selbständig erledigen kann; mit welchem Zeitaufwand aber die Arbeit erledigt wird, ist ebenso wichtig. Apropos Zeit: Buchbinden ist Handarbeit. Damit will ich sagen, das Geldverdienen beginnt dort, wo die Hand an der in Auftrag gegebenen Arbeit ist. Wie in den anderen kunsthandwerklichen Berufen erwarten aber unsere Kunden eine geschmackvolle, künstlerisch ansprechende Arbeit. In Rechnung gestellt wird aber nur die Stundenzahl, die für das rein Handwerkliche benötigt wurde. Die Zeit für das Besprechen des Auftrages mit der Kundschaft, das erste Entwerfen einer Dekoration, das Auswählen des Materials – Leder, Pergamente, Leinwand, Papiere – erscheint auf keiner Rechnung. Zusammengezählt kann dies aber, wenn besonders anspruchsvolle Arbeiten und besonders unentschlossene Kunden zusammentreffen, in der Woche einen oder gar zwei volle Arbeitstage ausmachen. Die Zeit des Kaufmanns und die Zeit der Musen aber sind nicht vergleichbar. Obwohl das Gespräch mit den Kunden Zeit braucht, ist es doch für das Gelingen eines Bucheinbandes ausgesprochen wichtig. Das Buch soll ja nicht nur auf den Autor und seine Zeit, sondern auch auf den Besitzer abgestimmt sein. Ich denke oft darüber nach, weshalb wohl die technische Perfektion, die uns ja ohnehin schon überall umgibt, auch den Bucheinband unserer Zeit weitgehend hat bestimmen können. Wenn wir Einbände aus früheren Jahrhunderten betrachten, sind wir doch so entzückt über ihre unmittelbare und lebendige Ausstrahlung. Schauen wir aber diese Einbände nur von der technischen Seite her an, müßten wir doch richtig überrascht sein, wie unbelastet von Brille, Zirkel und Maßstab die alten Meister ihre Stempel und Rollen zur Anwendung brachten. Die Stempel stehen oft auf dem Kopf, sind schief und schräg, zu heiß oder zu kalt verwendet worden, und allfällige Löcher im Leder wurden kurzerhand mit anderem Leder unterlegt. Nur die Gestaltungskraft und das rein Schöpferische waren das, was Gewicht hatte.

Manchmal beneide ich die Teilnehmer an meinem Hobbykurs, die alle drei Wochen an einem Samstag zu mir in die Werkstatt kommen, um ihre eigenen Bücher einzubinden. Da spielt es keine Rolle, wenn zusammengerechnet drei Tage für die Vorbereitung des Leders benötigt werden und das gebundene Buch mit Goldschnitt und Dekoration vielleicht erst nach einem Jahr fertig ist. Nicht selten hat ein solcher Band dann den Charme eines Buches aus längst vergangenen Zeiten. Es fällt mir dann besonders auf, wie sehr der Einband von der Persönlichkeit des Buchbinders geprägt ist.

Eine faszinierende Aufgabe ist es für mich auch, alte Bibeln oder Chroniken wieder instandzustellen, Schlösser zu ergänzen und sorgsam darauf zu achten, daß sich das neue Material zwanglos mit dem noch vorhandenen verbindet.

Manchmal, wenn ich von meiner konzentrierten Arbeit (der geringste Fehler kann einen ganzen Einband verpfuschen) aufblicke, geschieht es, daß mir draußen von der Straße her durch das Schaufenster jemand zuschaut. Nicht selten ist es ein Jugendlicher oder eine junge Frau, und in ihren Mienen lese ich etwas wie Heimweh nach einem Wert, den die moderne Zeit ihrem Leben vorenthalten hat – eine produktive Arbeit, die den *ganzen* Menschen erfüllt, Kopf, Herz, Sinne und Hand. – Wir verstehen einander. *Sigrid Müller (Zürich)*

LA BIBLIOTHÉCAIRE ET SA FORMATION

C'est une bien curieuse entreprise que de devoir rédiger un article présentant le rôle de la femme dans le monde des bibliothèques! Si l'on a l'âme tant soit peu féministe – sans pour autant militer au MLF – la consultation des rares sources historiques sur le sujet ne peut que susciter des réflexions pessimistes. Jugez-en! Dans notre beau pays helvétique, et dans une profession féminine par excellence si l'on considère le nombre de femmes qui l'exercent, aucune de nous n'a jamais occupé de postes-clé. Aucune n'a présidé aux destinées de notre association professionnelle nationale, honneur qui est échu à nombre de nos consœurs américaines; aucune n'a assumé la direction de l'une de nos grandes bibliothèques universitaires. Tout au plus pouvons-nous être reconnaissantes à nos compatriotes tessinois d'avoir confié pendant de nombreuses années à mademoiselle Adriana Ramelli, la direction de la Biblioteca cantonale de Lugano, alors que mademoiselle C. Rosselet assumait celle de la Bibliothèque de la ville de Neuchâtel.

Sans quitter le domaine des bibliothèques de recherche, que j'ai choisi de présenter en premier – c'est le côté le plus sombre du tableau – il faut constater que parmi les cadres supérieurs des services scientifiques, le personnel féminin n'a jamais représenté qu'une faible minorité. Certes, sa contribution à des travaux bibliographiques a souvent été précieuse: on peut citer l'activité de mademoiselle Julia Wernly, collaborant plusieurs années à la publication de notre bibliographie nationale, celle d'une Helen Wild, rédigeant la bibliographie de l'histoire suisse. Mais jamais l'une d'elles n'a acquis la renommée d'une Louise-Noëlle Malclès, grande dame française de la bibliographie!

Plus récemment, et en un nombre un peu plus grand, elles ont conquis des postes de bibliothécaires-chefs à la tête de bibliothèques de Facultés ou d'Instituts spécialisés, dont elles ont la complète responsabilité.

Par contre, elles sont légion dans le «service moyen», que d'aucuns préfèrent appeler «service technique» de nos grandes bibliothèques – un peu écrasées entre les Conservateurs, race aimable de messieurs érudits, et les magasiniers ou les surveillants de salle, monde pittoresque et coloré dont la fréquentation réserve souvent d'heureuses surprises...

En 1930 déjà, Marcel Godet* nous décrivait ces dames du service moyen occupées «à une sorte de ménage, où l'esprit d'ordre, le sens pratique, les soins attentifs, minu-

* Marcel Godet (directeur de la Bibliothèque nationale suisse), La femme dans les bibliothèques suisses, Tirage à part du «Mouvement féministe», Genève 1930.